

Maß und Vermessenheit des Menschen*

Von OTTO FRIEDRICH BOLLNOW

Tief im Wesen des Menschen ist die Aufgabe begründet, aus eigner Einsicht sein Maß zu finden und in freier Selbstbegrenzung dieses sein Maß einzuhalten. Diese Aufgabe macht die besondere Bestimmung des Menschen aus. Alle andern Wesen, soweit wir von ihnen wissen, brauchen diese Fähigkeit nicht, weil sie schon von Natur aus ihre Maße einhalten und gar nicht aus ihnen heraustreten können. Daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist - nach einem bekannten Sprichwort - schon von Natur aus gesorgt. Auch dem Tier ist das Maß als etwas Selbstverständliches gegeben, und selbst das Raubtier tötet nicht mehr, als es zu seinem Leben braucht; denn der Trieb ist bei ihm durch den Instinkt gebändigt. Nur der Mensch ist seines Maßes nicht von Hause aus sicher. Das ist die Folge dessen, daß der Mensch sich von seinem Instinkt gelöst und der eignen Einsicht überantwortet hat, die immer etwas Fragwürdiges behält. Nur der Mensch hat die Möglichkeit, sich in Maßlosigkeit zu verlieren und sich in frevelhafter Vermessenheit über seine natürlichen Grenzen erheben zu wollen. Er neigt von Natur aus zur Ungenügsamkeit und unterscheidet sich dadurch sehr zu seinen Ungunsten vom Tier. Schon die Griechen kannten diese Gefahr und sprachen von einer Hybris. Ihre Sagen schildern immer wieder das Schicksal des in blinder Vermessenheit sich selber vernichtenden Menschen. So war es, um nur ein Beispiel anzuführen, das Schicksal des Ikaros, der sich fliegend über die Erde erheben wollte und der abstürzte, als er der Sonne zu nahe kam.

Daraus entspringt für den Menschen die Aufgabe, dieses Maß, das ihm von Natur aus fehlt, aus eigner Kraft zu verwirklichen, mäßigend das Ungestüm des sich selber verzehrenden Dranges einzudämmen und die Mitte zu finden, in der er allein sein wahres Wesen verwirklichen kann. Diese Aufgabe ist es, in der sich allein seine Menschlichkeit vollendet.

Blicken wir in die Geschichte, so wechseln dort Zeiten, die sich des Maßes bewußt waren und vom Bewußtsein dieses Maßes her ihr Leben gestalteten, mit andern Zeiten, die das Maß verachteten und zur Maßlosigkeit neigten. Die ersteren nennt man die klassischen Zeitalter. Dazin gehört etwa das klassische Griechentum, das hohe Mittelalter, die italienische Renaissance, die französische Kunst des frühen 17. Jahrhunderts und die Welt der großen deutschen Dichtung um 1800. Für die letzteren fehlt der gemeinsame Name, und die Bezeichnung schwankt je nach dem eignen Verhältnis des Betrachtenden zur Frage des Maßes. Die Geschichte der Menschheit ist ein ewiger Kampf des Maßes mit der Maßlosigkeit. Die Geschichte dieser Kämpfe kann hier nicht verfolgt werden. Aber eines scheint sicher, soweit uns überhaupt über unsre eigne Gegenwart ein [54/55] sicheres Urteil erlaubt ist: daß das Prinzip des Maßes noch niemals so verkannt und die Maßlosigkeit noch nie zu einer so unbeschränkten Herrschaft gekommen ist wie in unsrer Gegenwart. Dieser Zustand ist das Ergebnis dessen, was ich zusammenfassend die moderne irrationale Bewegung nennen möchte, und des dadurch bedingten Einflußverlustes der Vernunft im Menschenleben¹. Ich kann hier auf die Entwicklung nicht eingehen, die von den prometheischen Anfängen des jungen Goethe über die Schwärmereien der Romantik und die verführerischen Ideale Nietzsches bis zur Alltags-

* Erschienen in: Beiträge zur Menschenbildung. Herman Nohl zum 80. Geburtstag (1. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik), Weinheim 1959, S. 54-68. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Vgl. meine Darstellung: Die Vernunft und die Mächte des Irrationalen, in: Wesen und Wirklichkeit des Menschen, Festschrift für Helmuth Plessner, Göttingen 1957, S. 88 ff.

wirklichkeit der Gegenwart geführt haben. Ich muß mich darauf beschränken, einige allgemeine Züge herauszuheben.

An einer wahrhaft erregenden Stelle heißt es bei Nietzsche in „Jenseits von Gut und Böse“: „Das Maß ist uns fremd geworden, gestehen wir es uns; unser Kitzel ist gerade der Kitzel des Unendlichen, Ungemessenen. Gleich dem Reiter auf vorwärts schnaubendem Rosse lassen wir vor dem Unendlichen die Zügel fallen, wir modernen Menschen, wir Halbbarbaren – und sind erst dort in unsrer Seligkeit, wo wir am meisten – in Gefahr sind“². Diese Stelle ist besonders geeignet, das für unsre Zeit so charakteristische Prinzip der Maßlosigkeit und damit, wie wir vorwegnehmend sagen können, den Verrat des modernen Menschen an seiner Menschlichkeit ans Licht zu stellen; denn hier sind die wichtigsten der dabei gebräuchlichen Schlagworte in kürzester Formel zusammengedrängt: Es ist die Verachtung des Maßes und die Verkennung der Grenze, es ist demgegenüber der „Kitzel des Unendlichen, Ungemessenen“, der die Menschen bis zur unausweichlichen Selbstzerstörung mit sich fortreißt, es ist weiterhin die kritiklose Verherrlichung der Gefahr. Mit unverhohlenem Stolz bezeichnet Nietzsche diese modernen Menschen – und damit zugleich sich selbst – als „Halbbarbaren“.

Die Unendlichkeit des Strebens erscheint hier also als die eigentliche Wesensbestimmung des Menschen; die Anerkennung der Grenze und das Einhalten eines Maßes wird demgegenüber verächtlich dargestellt als eine des kraftvollen Menschen unwürdige Angelegenheit kleinlicher Geister, nur aus dem Unvermögen derer entstanden, denen es an der Kraft des echten Unendlichkeitsstrebens gebreicht. Das Streben nach Sicherheit aber und nach friedlichem Aufbau der Ordnungen wird demgegenüber als Ausdruck der Schwäche verächtlich gemacht; alles Große, so sagt man, offenbare sich nur in der Gefahr, und nur der Krieg sei es, der die letzte Größe im Menschen hervorbringt.

Diese Lehre wäre nicht so gefährlich, wenn sie nur aus der Unersättlichkeit des sinnlichen Genußstrebens entspringen würde; denn dieses würde immer nur mit mühsam verborgenem schlechtem Gewissen verteidigt werden, hiergegen würde man verhältnismäßig leicht die tiefere sittliche Einsicht aufrufen können. Hier aber tritt die verhängnisvolle Irrlehre mit dem [55/56] besten Gewissen der Welt, ja mit dem stolzen Bewußtsein eines höheren sittlichen Wertes auf. Und darum wirkt sie so verwirrend, darum geht eine so verhängnisvoll suggestive Gewalt von ihr aus. Der Mensch berauscht sich an dem, was ihm hier als seine letzte Größe dargestellt wird, und der Absturz ins Untermenschliche vollzieht sich meist unbemerkt und verborgen unter dem stolzen Bewußtsein eines (angeblichen) sittlichen Aufschwungs.

Darum ist das angeführte Nietzscheswort so bezeichnend; denn in ihm ist nur in zugespitzter Form ausgesprochen, was über Nietzsche hinaus den modernen Menschen in einer entscheidenden Hinsicht kennzeichnet: Das rechte Verhältnis zum Maß ist ihm verloren gegangen, und an seine Stelle ist unter dem trügerischen Deckmantel des Unendlichkeitsstrebens eine alles zerstörende Maßlosigkeit getreten. Sie durchzieht unser Leben vom privatesten Bereich bis zu den öffentlichen Angelegenheiten der Politik. Unter dem Einfluß der Maßlosigkeit droht der Mensch sich – im allerwörtlichsten Sinn – selbst zu vernichten.

Wir brauchen uns nicht damit aufzuhalten, den Geist dieser Maßlosigkeit in unsrer Gegenwart im einzelnen sichtbar zu machen. Die Maßlosigkeit schon unsrer äußeren Lebensansprüche ist oft genug, wenn auch vergeblich, angeprangert worden. Ob es nun der Fernsehapparat ist, das eigne Auto oder die Ferienreise nach Mallorca: in allem strebt der Mensch über seine vernünftigen Grenzen hinaus. Dabei wendet sich die Kritik nicht gegen die Bedürfnisse als solche, deren Erfüllung gewiß das menschliche Leben in einer schönen Weise zu bereichern

² F. Nietzsche. Jenseits von Gut und Böse. Siebentes Hauptstück, Aph. 224.

vermag, sondern dagegen, daß diese Bedürfnisse den Menschen versklaven und daß er in der Ruhelosigkeit der immer erneuten Anstrengung gar nicht mehr dazu kommt, das Gewonnene auch zu genießen. Kaum ist das eine Ziel erreicht, so treibt das neue Bedürfnis des Menschen zu neuer Anstrengung weiter. Darum ist es auch hier die Frage des rechten Maßes; denn das übersteigerte Verlangen nach Lebensgenuß untergräbt notwendig die Voraussetzungen des Lebensgenusses selbst und hebt sich also selber auf. Maßlosigkeit heißt hier Ruhelosigkeit und ewige Hast.

Ähnlich ist das Verhältnis in der modernen technischen Welt. Eine Erfindung jagt die andre, ein Rekord sucht den bisherigen zu überbieten, und die Entwicklung des technischen Fortschritts droht sich in immer schnellerem Tempo zu überstürzen. Der Hang zum Quantitativen, zum rein zahlenmäßigen Maßstab für die Entwicklung beherrscht alles. Wiederum wäre es sinnlos, sich gegen eine unvermeidliche Entwicklung zu sträuben und in die Rousseausche Idylle entfliehen zu wollen. Das Problem ist vielmehr, daß der Mensch in seinem Innern sich von dieser äußeren Entwicklung nicht überrennen läßt, daß er auch im wachsenden Betrieb seine innere Ruhe zu wahren versteht. Das ist die Aufgabe, die jedem einzelnen in unsrer industriellen Welt gestellt ist (und sie gilt für den Wissenschaftler nicht anders als für den Mann der Wirtschaft). Aber auch dies ist wiederum eine Frage des rechten Maßes. [56/57]

Ich verdeutliche diese Unrast unsrer Zeit an einem einfachen Beispiel, das den meisten heute wohl aus eigner Anschauung bekannt ist: am Auto. Das Streben nach einem eignen Wagen gehört zu den tief sitzenden Bedürfnissen unsrer Zeit, auch wo dieses wirtschaftlich nicht einmal sinnvoll ist. Und die Ausweitung des Lebens, die dadurch ermöglicht wird, ist auch gar nicht zu bezweifeln. Aber nur die wenigsten vermögen damit richtig umzugehen. Im Auto steckt die Tendenz, weiterzufahren und möglichst schnell weiterzufahren. Eine schöne Landschaft bemerkt man wohl eben, aber mit flüchtigem Blick fährt man vorüber. Ein freundliches Städtchen lohnt zum Verweilen, vielleicht sollte man es einmal genauer besehen, aber ein andermal, denn diesmal fehlt es an Zeit, und ein andermal ist es genau so. Wer nimmt sich schon die Zeit, beim Schönen zu verweilen? Im Auto steckt gradezu ein Sog zum Weiterfahren, und in diesem Sinn könnte man fast von einer Dämonie des Autos sprechen, der der Fahrer unterliegt. Aber das ist nicht notwendig so, man kann sich auch dagegen wehren und man kann auch vernünftig mit so einem Wagen umgehen; man kann sich auch Zeit lassen und verweilen, wo es sich zu verweilen lohnt. Aber das geschieht nicht von selbst, sondern das verlangt vom Menschen erst eine erhebliche Anstrengung, nämlich die Leistung seiner maßhaltenden Vernunft, die sich erst im Gegenzug gegen eine natürliche Versuchung betätigt.

Dieses einfache Beispiel sollte zugleich allgemein das Verhältnis des Menschen zur Technik verdeutlichen. Der Mensch braucht sich von ihr nicht beherrschen zu lassen, er kann ihr gegenüber auch seine innere Überlegenheit bewahren, aber das erfordert die volle Anspannung seiner maßhaltenden Vernunft, und diese wird immer größer und immer schwerer, je weiter die technischen Möglichkeiten wachsen. Fehlt diese maßhaltende Kraft, so wird der Mensch zum Opfer des technischen Fortschritts, und es kommt zu jenem gefährlichen Mißverhältnis, das der Physiker Born kürzlich dahin ausgesprochen hat: „Die Raumfahrt ist ein Triumph des Verstandes, aber ein tragisches Versagen der Vernunft“³. Das bedeutet: wir bewundern die intellektuelle Leistung, die sich darin realisiert, aber wir bedauern die verhängnisvolle Richtung, die die Menschen noch mehr im grenzenlosen Streben der Unruhe und dem Unglück ausliefert. Daß auch die Atomphysik vielfach dieselben Probleme aufgibt, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

Auf die ins Gespenstische gesteigerte Maßlosigkeit im politischen Leben will ich nicht näher eingehen, weil wir als Opfer menschlicher Vermessenheit die bittersten Erfahrungen gemacht

³ Max Born im Interview, Der Spiegel vom 22. 10. 1958.

haben und weiterhin um unser Schicksal zittern, aber der Hinweis darf an dieser Stelle nicht fehlen, um zu erkennen, wie tief die Frage nach dem Wesen des Maßes in die letzten Voraussetzungen unsres Lebens hinabreicht.

Wenn so von der Maßlosigkeit und der Vermessenheit des heutigen Menschen die Rede ist, so darf das nicht so verstanden werden, als ob dieser Mensch nicht zu messen (oder zu rechnen) verstünde. Im vollen Gegenteil: noch niemals ist die Welt – vom Atom bis zum Gestirn – so [57/58] ausgemessen gewesen wie heute. Die physikalischen und chemischen Nachschlagewerke vermitteln uns ein ungeheures Zahlenmaterial, und die Möglichkeiten der Meßtechnik sind zum Größten und zum Kleinsten hin aufs äußerste verfeinert. Aber indem wir alles Beliebige zu messen, d. h. auf seine quantitativen Bestimmungen zurückzuführen gelernt haben, bleibt die Frage nach der rechten Weise des Messens, d. h. nach dem dabei zugrunde zu legenden Maß, ungeklärt. Wir müssen daher nach dem Wesen des Messens allgemein fragen.

In früheren Zeiten waren die Maße – wir denken zunächst an Längenmaße – durch den menschlichen Körper in einer „natürlichen“ Weise gegeben. Man rechnete mit einem Fuß oder einer Elle, einem Schritt oder einer Meile als der Einheit von tausend Schritten. Die ursprüngliche Form des Messens war dabei nichts andres als ein angewandtes Zählen: Indem man die Schritte beim Gehen abzählte, gewann man ein Maß für die entsprechende Länge. Die einfachsten Längenbestimmungen sind darum, der Natur dieses Maßvorgangs angemessen, ganzzahlige Größen: zwei, drei, vier Schritt usw. Sie bilden so ein diskontinuierliches Gitter von Maßbestimmungen, das über die stetig ausgedehnte Natur gelegt wird. Diese Messungen waren selbstverständlich ziemlich ungenau, und der Wille zur genaueren Messung führte zur Einführung von Brüchen, und insbesondere das ausgebildete Dezimalsystem erlaubt es, beliebige Längen in bequemer Weise anzugeben. An die Stelle der ganzzahligen Werte trat dabei das im grundsätzlich unendlichen Dezimalbruch darstellbare Zahlenkontinuum, in dem ein ganzzahliger Wert (wenn er nicht als bloße Abkürzung gemeint ist) als unwahrscheinlicher Zufall erscheint. Im Kontinuum dieser Maßbestimmungen ist grundsätzlich kein Wert vor dem andern ausgezeichnet.

Man hat zwar versucht, darüber hinaus ganzzahlige oder anderweitig ausgezeichnete Maßverhältnisse festzustellen. Dahn gehören etwa die Bedeutung des „goldenene Schnitts“ in der Geometrie oder die ausgedehnten Zahlenspekulationen der Pythagoräer. Aber mit fortschreitender Entwicklung wurden solche Gesichtspunkte als unwissenschaftlich abgelehnt und von der Wissenschaft in die Ästhetik abgedrängt. In der Grundrißgestaltung der bildenden Kunst etwa, in den Kirchenbauten des Mittelalters und der Renaissance, haben solche einfachen ganzzahligen Verhältnisse ihre große Bedeutung behalten, alles geht hier im Vielfachen einer Grundeinheit auf, und insbesondere in der als „Maßwerk“ bezeichneten gotischen Fenstergliederung ist dieser Maßgedanke schon sprachlich zum Ausdruck gekommen. In der Wissenschaft dagegen und in der darauf begründeten Technik wurden solche Gedankengänge als unwissenschaftliche Spekulationen ausgeschieden. Damit verschwand auch ihr Einfluß in der durch die Technik bestimmten modernen Lebensgestaltung.

Wenn man dagegen vom natürlichen Sprachgebrauch ausgeht, um von ihm aus einen Hinweis auf die ursprüngliche Bedeutung des Maßes zu gewinnen, so fällt es auf, daß „Maß“ ohne näheren Zusatz meist nicht ein Längen- sondern ein Hohlmaß bezeichnet, nämlich den Meßkrug, in dem eine bestimmte Flüssigkeitsmenge ausgeschenkt wird. So trinkt man ein [58/59] Maß Bier oder einen Schoppen Wein. So leert der wackere Zecher manches Maß⁴. Mir scheint nun, daß es einen guten Sinn hat, wenn man bei Maß zunächst an ein Hohlmaß denkt; denn dieses besitzt einige charakteristische Eigenschaften, die vom Längen- oder Flächenmaß

⁴ Die Belege für das folgende sind Trübners Deutschem Wörterbuch, Berlin 1939 ff. entnommen.

oder vom Gewicht nicht in der gleichen Weise gelten, die aber bei der Übertragung des Maßgedankens auf das menschliche Leben von entscheidender Bedeutung sind. Das Hohlmaß hat nämlich die ausgezeichnete Eigenschaft, daß sich mit ihm nicht beliebige Mengen in gleicher Weise messen lassen, sondern daß hier (so lange man nicht zu modernen Methoden der Meßtechnik übergeht) die ganzzahligen Vielfachen ausgezeichnet bleiben.

Das gefüllte Maß ist eine genau bestimmte Einheit. Was mehr ist, das läßt sich durch keinen Dezimalbruch bestimmen, sondern das fließt eben über; und was weniger ist, das ist auch als solches deutlich erkennbar und bringt, wie man sagt, den echten Biertrinker in begreiflichen Zorn. Dazwischen gibt es eben genau abgemessen bei Flüssigkeiten das „gestrichene Maß“ oder bei Körnerfrüchten das „gerüttelte und geschüttelte“ Maß, wenn beim Einfüllen keine Hohlräume zurückbleiben. Das Flüssigkeitsmaß hat also die ausgezeichnete Eigenschaft, in einem prägnanten Sinn das rechte Maß zu sein, von dem sich ein Zu-viel und ein Zu-wenig deutlich abheben.

Von hier aus kann der Begriff des Maßes dann auch auf das menschliche Leben übertragen werden. So spricht der biblische Sprachgebrauch davon, daß das Maß der Sünden eines Menschen voll ist oder zum Überlaufen gebracht wird. Aber auch wenn man in positiver Bewertung von des Lebens „Überfluß“ spricht, liegt die Vorstellung eines Hohlmaßes zugrunde. Nur hier ist die Vorstellung des Maßes in unmittelbar anschaulicher Weise gegeben⁵.

Bei der Betrachtung des Maßgedankens innerhalb des menschlichen Lebens beginnen wir zweckmäßig mit der Analyse des sprachlichen Verständnisses und hier wiederum am besten vom Gegenteil her, d. h. mit den Erscheinungen, in denen das rechte Maß verfehlt wird. Im Verständnishorizont der deutschen Sprache gibt es drei Bezeichnungen für Formen, vom rechten Maß abzuweichen, und aus diesen werden wir dann jeweils auch wieder Genaueres über das Wesen des Maßes entnehmen können. Das sind die Unmäßigkeit, die Maßlosigkeit und die Vermessenheit. Den beiden ersten entsprechen als positive Möglichkeiten in einem gewissen Grade die Mäßigkeit und die Mäßigung, während es zu der Vermessenheit keinen entsprechenden sprachlichen Gegenbegriff gibt. Wir sprechen am besten von einer angemessenen Einschätzung der eignen Kräfte oder Möglichkeiten und nehmen dazu den Begriff der Bescheiden- [59/60] heit im vollen ursprünglichen Sinn dieses Worts auf; denn während dies Wort heute meist zu einer verkleinernden, sich selbst zu gering ansetzenden Einschätzung herabgesunken ist, meinte es zunächst – im Zusammenhang mit den andern Wendungen wie Bescheid wissen und Bescheid geben – im genauen Sinn das rechte Wissen um das eigne Maß.

Wir beginnen mit dem ersten der drei genannten Begriffe. Zum Verständnis der Unmäßigkeit und seines Gegenteils, der Mäßigkeit gehen wir am besten vom einfachen Adjektiv „mäßig“ aus. Während dieses ursprünglich so viel wie „gemäß“ und „angemessen“ bedeutete, ist es im neueren Sprachgebrauch ebenfalls abgesunken. Eine mäßige Steigung ist heute eine geringe Steigung, eine mäßige Leistung eines Schülers ist eine schlechte Leistung usw. So ist auch beim Menschen ein mäßiger Raucher und ein mäßiger Trinker jemand, der nur wenig raucht oder nur wenig trinkt. Mäßigkeit bezieht sich stets auf den Genuss von Speise und Trank oder allgemein auf den durch die Sinne vermittelten Genuss. Sie bezeichnet die Zurückhaltung in diesen Genüssen und führt hinüber zur vollen Enthaltsamkeit bei dem, der sich diese Genüsse überhaupt versagt. Unmäßigkeit bedeutet demgegenüber die Hemmungslosigkeit, in der sich der Mensch diesen Genüssen hingibt. Dabei ist eines noch bezeichnend: Die Unmäßigkeit bezieht sich im allgemeinen mehr auf die Menge als auf die Güte des Genossenen. Unmäßigkeit

⁵ G. Haeuptner hat tiefsinng zwischen einem abzulehnenden Übermaß und einem positiv zu wertenden Überfluß unterschieden (Die Sammlung, 7. Jahrg. 1952), wobei der Unterschied als der zwischen dem als bloß quantitative Steigerung zu fassenden Übermaß und dem quantitativ nie zu fassenden Überfluß im Sinn des Einklangs mit dem vollen Leben gesehen wird.

im Genuß ist gleichbedeutend mit Völlerei und Prasserei und geht überall mehr auf das Grobsinnliche als auf die verfeinerten Genüsse. So zeigt sich allgemein in der Unmäßigkeit die unkontrollierte Abhängigkeit des Menschen vom Luststreben seiner Triebnatur. Sie beruht auf dem Übergewicht des Triebhaften gegenüber dem eigentlichen Willenszentrum. Sie hat in allem dabei den Charakter eines hilflosen Getriebenwerdens.

Die Maßlosigkeit und die Mäßigung, die wir als zweite hinzunehmen, führen schon in eine etwas andre Richtung. Sie entsprechen zwar im strengen sprachlichen Sinn einander nicht ganz, aber im ungefährnen kann man sie doch als ein solches Gegensatzpaar behandeln. Im Unterschied zur Mäßigkeit kommt Mäßigung nicht vom Adjektiv mäßig, sondern vom Verbum mäßigen und sich mäßigen her. Darin kommt von vorn herein ein sehr viel näherer Bezug zum Kern des Menschen zum Ausdruck; denn Sich-mäßigen ist immer ein Verhalten des Menschen zu sich selbst – und nicht, wie bei der Mäßigkeit, zu irgend einer triebhaften Lust, die ihn zwar ergreift, mit der er sich aber nicht zu identifizieren braucht. Wir bestimmen diesen inneren Bereich am besten als den der Affekte. Der Mensch mäßigt sich in seinen Affekten. Er mäßigt sich beispielsweise in seinem Zorn. Er mäßigt sich aber auch in seinen Forderungen, indem er diese auf ein vernünftiges Maß beschränkt (und die Beziehung zwischen Mäßigung und Vernunft ist auch weiterhin als wichtig festzuhalten). Man spricht in diesem Sinn von einer weisen Mäßigung (etwa in den Friedensbedingungen gegenüber einem unterlegenen Staat, nach den durch den Krieg maßlos aufgepeitschten Leidenschaften).

Die Abirrung von dieser Mäßigung ist dann die Maßlosigkeit. Maßlos [60/61] ist der Mensch beispielsweise in seinen Ansprüchen, in seinen Forderungen, maßlos ist er etwa in seinem Ehrgeiz oder in seinem Rachdurst, maßlos ist er allgemein in seinem Streben. Die Maßlosigkeit bedeutet die Hemmungslosigkeit im Affekt. Maßlos ist der Mensch allgemein, wenn der Expansionsdrang seines leidenschaftlichen Wollens, wie bei Nietzsches eingangs angeführten „Reiter auf vorwärts schnaubendem Rosse“, nicht von einer kontrollierenden Instanz im Zaum gehalten wird. Und gemäßigt – was etwas andres ist als mäßig – ist dann eine Forderung, wenn dieser Drang nicht etwa verleugnet, aber doch von einer überlegenen Instanz kontrolliert wird. In der Mäßigung liegt also immer der Akt einer ausdrücklichen Disziplinierung, insofern eine ursprünglich über das Ziel hinausschießende Tendenz gewissermaßen zurückgeholt und nachträglich eingeschränkt wird. Aber darin, daß der Mensch nicht etwa seinen Zorn mäßigt, sondern sich in seinem Zorn mäßigt, wirkt sich die sehr viel engere Beziehung zum inneren Selbst des Menschen aus. Dieser Affekt ist nichts Peripheres, von dem sich der Mensch auch innerlich distanzieren könnte, sondern ist das Selbst des Menschen selber, das sich darin manifestiert. Darum ist die Mäßigung in diesem Affekt auch nicht die Einschränkung eines bestimmten seelischen Bereichs zugunsten eines andern, sondern die Bändigung (und Formung) des Menschen in seinem Kern.

Wieder anders liegen die Dinge bei der Vermessenheit, die noch eine Schicht tiefer in das Wesen des Menschen hinabführt, wenn auch der Übergang zur Maßlosigkeit fließend ist und sich keine scharfe Grenze feststellen läßt. Die Vorsilbe „ver“ hat sprachlich einen verschiedenen Sinn, der sich in verschiedenen Bedeutungen des Wortes vermessen ausdrückt. Wir können hier absehen von der Bedeutung von etwas vermessen als etwas im ganzen ausmessen, so wie man ein Gelände vermißt, und beschränken uns auf die Wendung „sich vermessen“, was so viel wie ein falsches Messen bedeutet. So kann man sich bei einer Messung, etwa einer Längenmessung, vermessen, wenn man ein falsches Resultat erzielt. Insbesondere aber bedeutet „sich vermessen“ in der Anwendung auf das Subjekt selber ein falsches Einschätzen der eignen Kräfte und Möglichkeiten, und vermessen ist in diesem Sinn der Mensch, der in Bezug auf sich selber das rechte Maß verfehlt hat. So gibt es vermessene Hoffnungen, vermessene Wünsche usw. Oder der Mensch vermißt sich im Trotz, im Übermut, im Hochmut usw. Er vermißt sich einer Tat, wenn er mit ihr sich etwas ihm nicht Zukommendes anmaßt (und auch

im Wort „anmaßen“ ist ja derselbe Bestandteil Maß enthalten). Der Mensch ist allgemein vermessen, wenn er sich in seiner Verblendung an das Unmögliche heranwagt.

Vermessenheit ist mehr als die bloße Maßlosigkeit des Strebens; denn der Mensch verschätzt sich darin nicht einfach im Maß dessen, was er für sich beansprucht, sondern er verfehlt die Dimension des ihm angemessenen Verhaltens überhaupt. So ist es nicht das zu große Maß des Übermuts, sondern der Übermut selber ist vermessen. Der Mensch überschreitet darin die ihm als Menschen gesetzten Grenzen. Die Vermessenheit ist Anmaßung eines göttlichen Rechts. Mochte darum die Maßlosigkeit als menschliche Schwäche bedauert werden, so ist Vermessenheit Frevel im strengen Sinn [61/62] des Worts, sie ist gleichbedeutend mit jener griechischen Hybris, die in ihrer Blindheit zugleich die Vergeltung heraufbeschwört. Vielleicht kann man hier zur Verdeutlichung an das plattdeutsche Märchen „Von dem Fischer un syner Fru“ in der Grimmschen Sammlung erinnern: Daß diese Frau ein Haus und einen Palast haben wollte, daß sie König und Kaiser und schließlich sogar Papst werden wollte, das alles mochte bei ihrer Unvernunft als Maßlosigkeit noch hingehen, das konnte darum zur Not noch alles erfüllt werden; aber daß sie dann sein wollte wie Gott, das bezeichnet den Umschlag von der Maßlosigkeit zur Vermessenheit und das beschwore darum auch das verdiente Strafgericht herauf.

Ich versuche, das Wesen der Vermessenheit an einigen Belegen eines Dichters deutlicher hervortreten zu lassen, der dieses Wort - und nicht durch Zufall, sondern aus seinem inneren Wesen heraus - besonders gern gebraucht, an Schiller. Da ist die Vermessenheit zunächst einfach ein Überschreiten der durch Takt und Anstand gesetzten Grenzen. So heißt es etwa im „Don Karlos“: „Ich will mich nicht / vermessnen, Prinz, in das ehrwürdige / Geheimnis Ihres Kummers einzudringen“ (I, 1)⁶ oder „Wer sollte wohl ... so vermessnen ... sein, den Karlos zu belauschen“ (II, 8). Darüber hinausgehend aber wird die Vermessenheit sodann zur Anmaßung eines dem Betreffenden nicht zustehenden Rechts. So etwa in der „Maria Stuart“: „Wenn der Squire sich dieser Tat / vermessnen hat auf eigene Gefahr ... so muß er vor den Richterstuhl der Peers / gefordert werden“ (V, 14). Oder in „Macbeth“: „Und soll ich's nicht (d. h. zürnen), da ihr vermessnen / und schamlos eurer Pflicht vergessen / und eigenmächtig, ungefragt / mit Macbeth solches Spiel gewagt“ (IV, 2). Wichtig aber ist, daß überall hier diese Verfehlung nicht aus der kühlen Überlegung des Verstandes hervorgeht, also nicht auf einem falschen Urteil über die richtigen Grenzen beruht, sondern daß die Kräfte des Verstandes im Menschen außer Funktion gesetzt sind, weil etwas andres, nämlich die irrationalen Mächte ihm den klaren Blick vernebeln. So ist noch an einer andern Stelle im „Don Karlos“ von „der Vermessenheit, dem stolzen Taumel des Infanten“ (III, 4) die Rede: Es ist das Berauschende dieses Zustands, daß sich der Mensch in der Begeisterung über seine natürlichen Grenzen hinausgehoben fühlt und im „stolzen Taumel“ die Sicherheit seines natürlichen Verhaltens verloren hat.

Darin liegt zugleich die Stelle, wo dieser Begriff von einer tadelnden in eine anerkennende und bewundernde Bewertung umschlagen kann. „Ein Gedanke, groß und vermessnen wie meine Leidenschaft, drängt sich vor meine Seele“, heißt es einmal in „Kabale und Liebe“ (III, 4). Nicht nur Leidenschaften, wie beispielsweise auch die Hoffnungen (Kabale und Liebe, II, 3), sondern auch Gedanken können in ihrer Vermessenheit groß, d. h. übermenschlich sein. Und von da führt der Weg zum stolzen Jugendtraum Don Karlos', „der sich vermaß in süßer Trunkenheit, / der Schöpfer [62/63] eines neuen goldenen Alters / in Spanien zu werden“ (I, 2). Der

⁶ Ich zitiere, um vom den Ausgaben unabhängig zu sein, mit bloßer Akt- und Szenenangabe. Ich verweise allgemein auf die weitere Belege in Trübners Deutschem Wörterbuch, dem auch die Mehrzahl der Schillerzitate entnommen sind.

Idealismus der Jugend ist berauschende Vermessenheit, und die Klugheit des Alters erscheint demgegenüber als verächtliche Kleinheit. „Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weisen!“ heißt es zur selben Zeit auch im „Werther“⁷. Und auch an den Schluß der „Räuber“ wäre hier zu erinnern: „Ich maßte mich an, o Vorsicht, die Scharten deines Schwertes auszuwetzen und deine Parteilichkeiten gut zu machen“ (V, 2); denn auch hier ist ein über Menschenmaß hinausgehendes ideales Streben zusammengebrochen.

Damit ist deutlich geworden, warum dieser Begriff bei Schiller, und grade beim jungen Schiller des Sturm und Drang, so bedeutsam werden konnte: Selbst wo die Vermessenheit verurteilt wird und der Mensch an der Vermessenheit seines Strebens zusammenbricht, liegt doch eine Größe in ihr. Es ist das stolze Bewußtsein des mutig entschiedenen Menschen, der sich etwas Großes zutraut und der selbst dann groß bleibt, wenn er über seine Möglichkeiten hinausgreift und daran scheitert. Vermessen ist der Mensch in dem Zustand, in dem er, von der Begeisterung erfüllt, die kleinlichen Sorgen hinter sich läßt und sich zu seiner letzten Größe aufschwingt. Der Prometheus der griechischen Sage, der den Göttern das Feuer geraubt, um es den Menschen zu bringen, wird darum im selben geistesgeschichtlichen Zusammenhang auch bei Goethe zum Symbol des vermessenen zum Größten strebenden Menschen. Gegenüber der Mahnung der Bescheidenheit in „Adler und Taube“: „0 Freund, das wahre Glück / ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit / hat überall genug“, kommt verächtlich die Antwort: „0 Weisheit! Du redest wie eine Taube“ (I, 320). Die Weisheit der bescheidenen Taube erscheint als Zeichen mangelnder Größe. Sie ist eine Tugend der gemeinen Masse. Der Edle aber muß sich darüber erheben. Damit ist dann der Ton angeschlagen, der als bleibendes Moment der irrationalen Bewegung weiterführt, bis er hundert Jahre später von Nietzsche aufgenommen wird und von da so verhängnisvoll ins Leben unsrer Gegenwart hineinwirkt.

Wenn wir jetzt von den Entartungsformen zu den positiven Bestimmungen übergehen und gegenüber den Verlockungen der Maßlosigkeit festen Stand zu gewinnen versuchen, so müßte eine weiter ausholende Betrachtung im Verlauf der Menschheitsgeschichte Ausschau halten; sie müßte vor allem die „klassischen“ Epochen betrachten, in denen das Prinzip des Maßes zu seiner reinsten Gestalt gelangt war, und müßte hier die Begriffe zu analysieren versuchen, in denen dort die Vollendung des menschlichen Lebens gesehen wird. Sicher dürften die alten Griechen in diesem Zusammenhang nicht fehlen. Vor allem wäre hier auf Aristoteles mit seinem Verständnis der Tugend als einer schwer zu erreichenden Mitte zwischen einem falschen Zu-viel und einem falschen Zu-wenig hinzuweisen. Man müßte in diesem Zusammenhang auch den Platonischen Begriff der sophrosyne genauer betrachten, jener Tugend des rechten Verhältnisses, in der der Mensch seine Freiheit gegenüber dem Andrang der Affekte be- [63/64] wahrt, ohne diese darum auf der andern Seite als etwas Schändliches zu unterdrücken. Es ist bezeichnend, daß dieser hohe Tugendbegriff im Deutschen mit Begriffen wie Mäßigkeit, Besonnenheit oder auch Beherrschung (N. Hartmann) nur unvollkommen wiedergegeben werden kann, weil dabei die ganze Größe, die ihm im Griechischen zukam, verfehlt wird. Tiefer noch würde der Platonische Begriff der Gerechtigkeit führen, der im Unterschied zum heutigen Gerechtigkeitsbegriff bei ihm nicht nur als die besondere richterliche Tugend verstanden wird, sondern allgemeiner als der harmonische Ausgleich zwischen den einzelnen Kräften im Menschen, also allgemein als das Ideal harmonischer Geschlossenheit⁸. Als ein Beispiel aus einer ganz andern Zeit wäre auch die mittelalterliche Rittertugend der „maze“ als die bestimmende Mitte eines aristokratischen Lebensgefühls heranzuziehen, und allgemeiner alle Zeiten, die das Wesen des Menschen von einer Mitte her zu bestimmen versuchen. Doch können wir hier auf alle diese Zusammenhänge nicht näher eingehen und müssen uns damit

⁷ Goethe, Artemis-Ausgabe, 4. Bd., S. 246.

⁸ Vgl. meine Darstellung in: Wesen und Wandel der Tugenden. Frankfurt a. M. 1958, S. 191 ff.

begnügen, an den vorhin unterschiedenen drei Formen der Abirrung vom rechten Maß einige allgemeine Züge zum Verständnis des Maßes herauszuheben.

Am einfachsten liegen die Verhältnisse wiederum gegenüber der Unmäßigkeit. Ihre Gefahr ist, daß der Mensch in eine niedere Triebhaftigkeit absinkt und zum Sklaven seiner Sinne wird. Es kommt darauf an, daß der Mensch ihnen gegenüber seine innere Freiheit gewinnt. Auf der andern Seite aber darf dieses Ziel nicht in ebenso maßlosem Fanatismus durch die Abtötung der Sinne erstrebt werden, sondern in dem rechten Gleichgewicht, wo der Mensch vom Reichtum der sinnlichen Welt so viel in sich aufnimmt, wie nur irgend möglich ist, bis an die Grenze hin, daß er nicht überwältigt wird und in der unbefangenen Hingabe an diesen Reichtum zugleich seine innere Überlegenheit bewahrt.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Mäßigung in den Affekten. Auch hier wäre es falsch, die Affekte als etwas schlechthin Böses abzulehnen und unterdrücken zu wollen. Es gibt auch einen edlen, sogar einen heiligen Zorn, und selbst der Gott des Alten Testaments wußte gewaltig zu zürnen⁹. So sind allgemein die Leidenschaften die starken Triebfedern, ohne die im menschlichen Leben nichts wahrhaft Großes geschieht. Nur wo sie unbeherrscht allein bestimmen, da reißen sie den Menschen in jene Vermessenheit fort, an deren Ende regelmäßig die eigne Vernichtung steht. Darum darf sich der Mensch von ihnen nicht überwältigen lassen, sondern muß auch ihnen gegenüber die innere Freiheit bewahren, indem er sie durch die überlegene Kraft der Vernunft zu bändigen weiß.

Darum ist, das richtige Verhältnis zwischen der Vernunft und den irrationalen Kräften des Lebens zu gewinnen, die höchste Aufgabe, die dem Menschen in seinem Leben gesetzt ist. Die Leidenschaft ohne Ver- [64/65] nunft reißt den Menschen in blinder Vermessenheit mit sich fort, und hier entsteht das Unheil der gegenwärtigen Situation, von der wir ausgegangen sind. Aber die Vernunft ohne Leidenschaft ist jene kleinliche und nüchterne Vernunft, die alles Große im Menschen vertrocknen läßt und gegen die sich darum zu Recht die irrationale Bewegung empört hat. Worauf es ankommt, ist grade das rechte, beide Seiten gegeneinander begrenzende Maß, und zwar nicht im Sinne einer schwächlichen Mittelmäßigkeit, die nur durch Verminderung beider Seiten ein möglichst spannungsloses Gleichgewicht herzustellen strebt, sondern so, daß alle irrationalen Kräfte im Menschen so weit als irgend möglich entwickelt werden, solange nur eine überlegene Vernunft sie dann noch zu bändigen vermag: Größte Leidenschaft mit größter Vernunft zu vereinigen, zwischen beiden das „kompossible Maximum“ zu finden, das ist die eigentliche Aufgabe des Menschen, und darum ist sein tiefstes Problem das des sich selber begrenzenden Maßes.

Hier aber erhebt sich ein Einwand. Wenn so die Frage nach dem Maß des Menschen gestellt wird, dann ergibt sich die Frage, welches denn dieses Maß sei und wie es zu bestimmen sei. Nur wenn wir dieses Maß kennen, so scheint es, ist es auch möglich, den Menschen danach zu messen. Dabei erheben sich sofort die Bedenken: gibt es überhaupt ein solches ein für alle Male feststehendes Maß für den Menschen. Das Fliegen beispielsweise, das für Ikaros eine Vermessenheit war, ist heute eine vertraute Möglichkeit geworden, und es wäre Verbohrtheit, sich aus welchen Gründen auch immer gegen einen solchen Fortschritt sträuben zu wollen. Darum gibt es kein Maß, das dem Menschen ein für alle Male gegeben wäre.

Aber so ist die Frage schon falsch gestellt. Der Mensch hat eben kein Maß, das ihm von Natur aus vorgegeben wäre, und damit kehrt die Frage zum Anfangspunkt unsrer Überlegungen zurück. Das eben macht das Wesen seiner Geschichtlichkeit aus, daß er kein ein für alle Male gültiges Maß hat, sondern sein Maß erst nach den besonderen Umständen von sich aus hervorbringen muß. Als ein in seine Geschichtlichkeit frei gesetztes Wesen muß er sein Maß aus

⁹ Wegen des Verständnisses der Affekte bei Thomas von Aquino vgl. J. Pieper, Zucht und Maß, München 1939.

sich selber hervorbringen. Das macht seine Aufgabe so schwer. Er muß aus der jeweils besonderen Situation heraus jeweils sein Maß neu bestimmen.

Maß ergibt sich in der Ablehnung gegen jeden Extremismus. Maß bedeutet immer die Mitte zwischen zwei Extremen. Und wie diese auch im einzelnen bestimmt sein mögen: daß überhaupt der Mensch in der doppelten Gefahr des Abgleitens in eines der beiden entgegengesetzten Extreme steht, das ist mit dem Wesen des Menschen gegeben. Daß er seine eigentümliche Mitte finden muß, das ist die bleibende Aufgabe des Menschen. Aber wie er sie bestimmt, wie er die Umstände dann zu seinem Maß hin formt, das ist der Raum seiner geschichtlichen Freiheit. So gibt es verschiedene Weisen, zwischen den Extremen eine Mitte zu bestimmen. Wir verdeutlichen es am besten an der schon gestreiften Aristotelischen Tugenddefinition. Wie er aus seinen Umständen heraus die megalopsychia [65/66] als die wahre Mitte zwischen einer zu hohen und einer zu niedrigen Selbsteinschätzung bestimmt, so bestimmen wir sie heute als die Bescheidenheit (im alten guten Sinn des Worts). Aber beide Tugenden sind in ihrem Gesamtstil verschiedene Lösungen desselben Grundproblems: der jedesmal neu zu bestimmenden rechten Mitte zwischen den Extremen. So stellt schon in der Ebene der äußeren Lebensführung jeder technische Fortschritt neu das Problem nach der Bestimmung des diesem Fortschritt angemessenen rechten Maßes.

Und dies erst macht die volle Würde, aber auch die ganze Schwere des menschlichen Daseins aus: Er ist das Wesen, das sein Maß nicht vorfindet, das vielmehr sein Maß erst finden, ja besser: von sich aus erst schaffen muß, und zwar jeder einzelne aus seiner Natur und seinen Lebensumständen in einer besonderen, nur für ihn gültigen Weise. Maß ist immer ein nur relativ zu bestimmendes Optimum, ein immer neu zu findender schöpferischer Ausgleich.

Gegenüber dieser ganzen Schwierigkeit, angesichts einer aus Verständnislosigkeit diesem Problem gegenüber zur Maßlosigkeit drängenden Zeit ist es ein tröstliches Zeichen, daß wenigstens an einigen Stellen das Bewußtsein des Maßes im Denken der Gegenwart wieder Boden zu fassen beginnt. An erster Stelle nenne ich den Franzosen Camus, und sein Zeugnis ist um so wichtiger, als er zuvor durch alle Radikalität des existentialistischen Denkens hindurchgegangen ist; denn der Existentialismus ist selber nichts anderes als die zugespitzteste philosophische Form in der Maßlosigkeit des Denkens. Aus diesem Geist heraus hatte auch Camus den „absurden Helden“ verherrlicht, der wie Sisyphos in der ewig erfolglosen Bemühung als solcher die eigentliche menschliche Größe sieht. Um so bezeichnender ist dann die Wendung, durch die er in einer bewußten Umkehr zum Prinzip des Maßes zurückgefunden hat.

Ausdruck dieser Wendung ist vor allem sein Essayband „Der Mensch in der Revolte“¹⁰. Hier fragt Camus, erschüttert durch die Unterdrückung der Menschlichkeit in den modernen autoritären Systemen, woran es liegt, daß so viele Revolutionen, die um der Befreiung der Menschen von der Knechtschaft willen begonnen wurden, in den Folgen nur so viel härterer Unterdrückung geführt haben. Er sieht den Grund im Prinzip der Radikalität, d. h. eben in der Maßlosigkeit des Denkens. Diese Maßlosigkeit ist es, die anstelle möglicher schrittweiser Verbesserungen in einem radikalen Umbruch alles Bisherige zerstört, um ganz von neuem zu beginnen. Sie opfert dabei das Glück der gegenwärtig lebenden Menschen um eines in unsicherer Zukunft einmal zu verwirklichenden Glücks einer utopischen späteren Menschheit willen. Das Prinzip der Unbedingtheit, das mit so hohem sittlichen Anspruch auftritt, ist als solches das Prinzip menschlicher Vermessenheit. Dieses unruhestiftende Prinzip, das in der [66/67] Unendlichkeit des Strebens immer wieder alles Bestehende zerstört, sieht Camus (in verschiedenen Ausprägungen, die hier nicht zu erörtern sind) in dem verkörpert, was er zu-

¹⁰ A. Camus. Der Mensch in der Revolte, übers. v. J. Streiler. Hamburg 1953. Vgl. dazu meine Besprechung: Von der absurden Welt zum mittelmeerischen Gedanken. Antares, 2. Jahrg. 1. Heft, 1954.

sammenfassend den nordischen Geist nennt, und ihm stellt er dann im stolzen Bewußtsein seiner Überlegenheit den mediterranen Gedanken gegenüber, der durch das Prinzip des Maßes gekennzeichnet sei. In diesem Sinn sieht er die Geschichte als den Kampf zwischen Mittag und Mitternacht (S. 305), zwischen Natur und Geschichte (S. 304). Die sehr fragwürdige geschichtsphilosophische Konstruktion darf hier beiseite bleiben. Um so wichtiger ist dahinter das allgemeine anthropologische Problem: Denn was bei ihm als der Kampf zweier „Rassen“ gesehen wird, ist tiefer gesehen der Kampf zweier Kräfte im Menschen: der Kampf des Maßes mit der Maßlosigkeit, der Vernunft mit der Leidenschaft. Und unter diesem Gesichtspunkt gewinnen die abschließenden Gedanken seines Buches unser besonders Interesse.

Darum betont er die Grenze als konstitutiv für das Wesen des Menschen, Jene Grenze, die untrennbar zu sein scheint von der menschlichen Natur“ (S. 298). Er entwickelt dann, wie jedes Denken, das seinen Gedanken auf die Spitze treibt, notwendig den Boden der Realität verläßt, und wenn es dann das Handeln zu leiten unternimmt, sich in seiner wirklichkeitsfremden Radikalität zerstörerisch auswirkt. Und betont demgegenüber – und das scheint mir ein sehr fruchtbare Ansatz zu sein – daß nur ein approximatives Denken der Wirklichkeit gerecht werden kann, und daß man dieses darum auch methodisch auszubilden habe. Von hier aus kommt er dann zur Begründung des Maßgedankens: „Wenn jedes Denken und jedes Handeln, das einen gewissen Punkt überschreitet, sich selbst verneint, dann gibt es in der Tat ein Maß für die Dinge und den Menschen“ (S. 299), nur daß sich beim Menschen, so wird man fortfahren müssen, dieses Maß nicht gewissermaßen von selber einspielt, sondern erst vom Menschen gefunden werden muß.

Unter diesem Gesichtspunkt sieht er die Situation der Gegenwart. Er erkennt die ganze Maßlosigkeit unsrer Zeit, im Denken wie im Handeln, und sieht in dieser bedrohlichen Perspektive in der Errichtung eines neuen Maßes den einzigen Ausweg. Darum betont er mit ganzem Ernst: „Entweder wird dieser Wert des Maßes unter allen Umständen geschaffen, oder die Maßlosigkeit unsrer Zeit wird ihr Gesetz und ihren Frieden erst in der allgemeinen Zerstörung finden“ (S. 300).

Als zweiten Hinweis nenne ich Josef Weinheber, der in seinem früheren Gedichtband „Adel und Untergang“ ebenfalls der titanischen Vermessenheit bedenklich nahe gestanden hatte und der dann doch in seinem späteren Werk zu einem tieferen Verständnis des Maßes durchgedrungen ist. Wir hätten ihn schon an früherer Stelle heranziehen können, als wir die Notwendigkeit einer Mäßigung zu begründen versuchten; denn eben in dieser Disziplinierung sieht Weinheber die Größe des Menschen. Darum heißt es bei ihm. „Am nächsten aber steht dem Götterwesen, / wer sich gebändigt hat, Kein Frevel reißt / ihn aus dem Ring, in den er sich erle- [67/68] sen“¹¹. Bändigung bedeutet die Erhebung über die drängende Leidenschaft, bedeutet Findung des Maßes, und darum ist es bei ihm die Aufgabe des Menschen, dieses Maß aus eigner Mitte heraus zu schaffen; denn „die irre Welt will gebändigt sein“ (II, 91) durch die sich selbst überwindende Leistung des Menschen. Darum wird auch für Weinheber der Mensch, „das Böse bannend“ zum „Maß der Dinge“ (II, 363). Darum ist es die Aufgabe des Menschen, inmitten einer chaotischen Welt „Mitte und Maß“ zu sein (II, 362)¹².

¹¹ J. Weinheber. Sämtliche Werke, hrsg. v. J. Nadler und H. Weinheber, Bd. 2, Salzburg 1954, S. 208.

¹² „Mitte und Maß“ ist in dieser Weise schon eine auf Nietzsche zurückgehende Formel. So heißt es bei ihm in den „Vermischten Meinungen und Sprüchen“: „Von zwei ganz hohen Dingen, Maß und Mitte, redet man am besten nie. Einige wenige kennen ihre Kräfte und Anzeichen aus den Mysterien-Pfaden innerer Erlebnisse und Umkehrungen: sie verehren in ihnen etwas Göttliches und scheuen das laute Wort“ (Aph. 230). Ähnlich betont er auch an anderen Stellen das Maß als das Kennzeichen des „vornehmen“ Menschen. Wie dies typisch aristokratische Ethos bei ihm mit der Verherrlichung der Maßlosigkeit, von der wir ausgingen, zusammenhängt, ist bezeichnend für die allgemein in ihm wirksame innere Spannung, kann aber im gegenwärtigen Zusammenhang nicht weiter verfolgt werden.

In diesem Zusammenhang stehen bei ihm die schönen Verse, in denen er den „Baum des Lebens“ preist: „Und deine Rundung weist / Ordnung und Glück und Maß. / Und deine Krone heißt / Humanitas“ (II, 241). Ordnung und Maß, notwendig einander zugeordnet, sind es, die zugleich das Glück des Menschen ermöglichen, jenes Glück nämlich, das nicht im billigen Genuss erjagt wird, sondern in der Erfüllung des eignen Wesens des Menschen erwächst. Auch hier tritt dem grenzenlosen Drängen als der entscheidende Begriff der Humanität gegenüber (vgl. II, 365), und damit bestätigt sich die am Anfang ohne nähere Begründung vorausgeschickte Behauptung, daß das Wesen des Menschen in der Fähigkeit besteht, Maß zu halten, in der eignen Mitte sicher zu ruhen und sich nicht mit fallen gelassenen Zügeln ins Unendliche fortreißen zu lassen.